



mir naht! Auf ritterliche Art, mit gleichen Waffen hab' ich mit Kurt von Lauterburg gefochten! Er ist besiegt, doch schenk' ich ihm das Leben und bin bereit, mit jeder anderen Waffe, ob Streitart, Kolben, Wurfspeer oder was es immer sei, mich nochmals ritterlich mit ihm zu messen!"

Der immer noch wie versteinert dastehende Kurt von Lauterburg schien aus seiner halben Betäubung zu erwachen. Einen haßerfüllten Blick auf den Sprecher werfend, rief er:

"Ich halte Euch beim Wort! Mit jeder Waffe wollt Ihr mir begegnen? Wohl, so stellt Euch meinen Fäusten! Zum Ringkampf fordere ich Euch!"

"Ich stelle mich, doch merkt — jetzt geht's auf Tod und Leben! Die Rücksicht laß ich nicht mehr walten, die ich den edlen Herren von Rosenstein zu schulden glaubte, als ich Euer Leben schonte! Hier liegt mein Schwert — kommt an!"

Und das Schwert von sich werfend, erwartete Heinz von Horn den Angriff des Gegners. Dieser ließ nicht auf sich warten. Mit einem triumphierenden Gebrüll stürzte er auf den ihn mit vorgeneigtem Oberkörper Erwartenden und suchte ihn an der Hüfte zu fassen. Aber wieder mußte er die Erfahrung machen, daß er die Kraft des jungen Ritters unterschätzt hatte. Es war ihm nicht möglich, diesen auch nur um eines Fußes Breite von seinem Platze zu verdrängen oder ihn in die Höhe zu heben, um ihn dann zerschmetternd auf den Boden zu schleudern — im Gegenteil mußte er seine ganze Kraft aufbieten, um unter den stahlharten Griffen und den unberechenbaren geschmeidigen Wendungen des Gegners auf den Füßen zu bleiben. Keuchend vor Anstrengung suchte er mit der ganzen Wucht seines gewaltigen Körpers von oben herab dem Feind das Rücktrat zu brechen, aber sein Ungestüm wurde ihm zum Verhängnis — plötzlich verloren seine Füße den Halt und frei schwebte sein Körper für den Bruchteil einer Sekunde, von den muskulösen Armen des Gegners emporgehoben, in der Luft, um dann mit dröhnendem Schläge rückwärts auf den Boden geschleudert zu werden.

Wieder ertönte lautes Rufen im Kreise, aber diesmal schwang in ihm nicht das dumpfe Drohen, wie bei dem vorigen Waffengang, vielmehr ließ daraus sich etwas wie Bewunderung und Beifall hören. Die ungeahnte gewaltige Körperkraft des Fremdlings zwang den wilden Genossen des Gefällten Anerkennung ab, und achtungsvolle Blicke richteten sich von allen Seiten auf den Sieger, der ruhig sein Schwert vom Boden aufnahm und in die Scheide steckte.

Mit geschlossenen Augen lag Kurt von Lauterburg auf dem Boden dahingestreckt — bewußtlos. Aus seinen Haaren quoll ein Blutstrom. Wie die sich eifrig um ihn bemühenden Ritter feststellten, war er bei seinem furchtbaren Sturze mit dem Haupte auf einen spitz vorstehenden Stein aufgeschlagen und hatte eine klaffende Wunde davongetragen. Die Knechte liefen nach Wasser und Linnen, und Jörg von Rosenstein rief nach der alten Friedegund, die sich, wie der Ritter erwähnte, auf Behandlung von Wunden verstand. Nach kurzer Zeit erschien die nämliche alte Dienerin, die vorhin in der Halle so unerschrocken für ihre Herrin eingetreten war, und ordnete mit mürrischem Gesichte an, daß der immer noch kein Lebenszeichen von sich gebende Kurt von Lauterburg nach einem seitlich gelegenen Gelaß im Erdgeschoß getragen und dort auf ein Lager gebettet wurde. Dort begann sie sofort mit offenbarem Verständnis die Wunde zu untersuchen, nachdem sie alle, die ihr gefolgt waren, bis auf einen jungen Knecht, der ihr Handreichungen leistete, mit leisenden Worten hinausgewiesen.

Während die Gäste der Burg sich in Gruppen im Hofe zusammenfanden und erregt durcheinander sprachen, war Heinz an die Mauerbrüstung getreten und sah in das Tal hinab. Das Bewußtsein, als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen zu sein, schwellte ihm die Brust, aber dennoch konnte er sich seines Sieges nicht so recht freuen. Hatte er sich doch mit demselben ohne Zweifel die Feindschaft der Genossen des Lauterburgers zugezogen, so daß seines Bleibens auf Burg Rosenstein nicht länger sein konnte. Zwar hatte Haug von Rosenstein ihm mit seinem ritterlichen Worte gelobt, daß der Burgfriede ihn auch nach dem Kampfe schütze, aber konnte er als widerwillig Geduldeter und von allen scheinbar Angelehener das erforschen, was ihn hauptsächlich hierher geführt hatte? Wenn die wilden Gesellen dorten auch gewissermaßen seiner Kraft und Gewandtheit Anerkennung gezollt hatten, so hegten dieselben sicherlich keine freundlichen Gesinnungen gegen ihn, das sah er an den finstern auf sich gerichteten Blicken, an der verdächtigen Art und Weise, mit welcher sie auf die beiden Herren der Burg einsprachen, gerade als wollten sie diese veranlassen, feindselig gegen ihn vorzugehen. Und noch ein anderes erfüllte ihn mit Besorgnis. Schon während seines Sarges in der Halle war es ihm gewesen, als hätte die alte häßliche Dienerin, die Friedegund, unausgesetzt ihre Blicke auf ihn geheftet, und deutlich hatte er vorhin, wie die Alte zu dem bewußtlosen Kurt von Lauter-

burg trat, wieder gesehen, wie sie ihn mit ihren stehenden forschend betrachtete. Sollte Friedegund, die ehemalige Amme, ihn an seiner Ähnlichkeit mit seiner Mutter erkannt? Sollte sie wissen, daß der von ihm angenommene Name "Fürstenberg" derjenige des Bruders seiner Mutter war? Stand zu erwarten, daß er als ein Horn erkannt wurde, Sohn des Feindes Hans von Rosenstein, und daß dies die Gefahr für ihn bedeutete, darüber konnte er nicht im Zweifel sein.

Ein wütendes Geheul der Hunde in dem neben dem angebauten Zwinger entriß ihn seinem Gedankengang. Blendend gewahrte er mehrere Knechte, die eben aus dem Gang in den Burghof traten und auf mehreren kreuzweise einander gelegten Stangen eine Jagdbeute nach sich schleppten. Auf den ersten Blick erkannte Heinz an dem dunklen Rücken und den auffallend hellen Bauchhaaren des Tieres den Wolf, welchen er gestern im Tale droben erlegt hatte. Und zeitig sah er, wie die schöne Walburga an einem der Fenster des ersten Stockwerkes erschien und gleich darauf wieder verschwand.

Die Knechte hatten ihre Last in die Mitte des Hofes geschleift, legten sie dort nieder, und einer von ihnen trat mit erbittegender Verneigung auf die Herren von Rosenstein zu, wie die anderen Ritter, neugierig näher gekommen waren, der Mann seine Meldung erstatten konnte, fuhr ihn Jörg von Rosenstein unmutig an:

"Das ist der schwarze Wolf, den wir gedachten, morgen der ganzen Meute zu hegen! Wie konntet ihr euch erdreisten, zu vorzukommen? Hab' ich nicht streng geboten, ihn zu schonen?"

"Verzeiht, hochedler Herr," erwiderte der Knecht, "nicht sind es gewesen, die das Untier fällten! Wir fanden es verdorben im Tale unweit der Tannenschlucht!"

"Ihr sandet es verwendet?" fragte der Ritter, indem er mit dem Fuße wider den Körper des Wolfes stieß. "Der Wolf ist gerecht erlegt — dicht hinterm Blatt hat ihn der Speer getroffen!"

"Eure hochedle Schwester ritt gestern um die Mittagzeit mit den beiden Rüden Greif und Fassan zum Jagen aus, merkte der Knecht."

"Dacht' ich es doch," warf Haug von Rosenstein mit bitterlichem Lachen ein, "daß unser liebes Schwesterlein die Hand an Spiele hat! Die Burga wußte, daß wir morgen hegen wärd' und hat deshalb uns allen nur zum Tort —"

"Ich wußt' es nicht und tu' euch nichts zum Tort!"

brach den Sprecher Walburga, die plötzlich in dem Kreise erschienen. "Gewiß kannst du nicht leugnen, Haug, daß ich dich und Jörg schon seit Wochen angegangen habe, den Wolf zu hegen. Täglich fiel das Untier in die Herden, hat jüngst sogar ein Kind zerrissen. Die Leute in dem Städtlein drunten wärd' sich nicht mehr vor die Tore — die armen Dörfler nicht über die Schwelle ihrer Hütten. Ihr habt mich stets verachtet, aber nichts getan, das Land von diesem Schrecken zu befreien, wie es doch eure Pflicht gewesen wäre. Da ritt ich gestern hinaus mit meinen Rüden."

Ehrliches Erstaunen malte sich in den Gesichtern der Herren, und Haug rief:

"Allein hast du das Wagnis unternommen und hast den Wolf erlegt? Das ist fürwahr ein tühnes Stück gewesen, müß ich gestehen! Und alle Ehr' gebühret dir, denn sicherer hätt' auch die stärkste Männerfaust den Speiß nicht werfen können!"

"Weidmannsheil der edlen Walburga von Rosenstein!" rief die Ritter im Kreise, doch die Jungfrau wehrte mit einer Bewegung ab und sagte:

"Das Lob verdien' ich nicht und fern sei es mir, mit fremden Federn mich zu schmücken! Der Wolf ist nicht durch meine Hand gefallen!"

"Ist nicht durch deine Hand gefallen?" fragte der Ritter Jörg. "Ja — durch weissen Hand denn sonst?" Und als die Jungfrau verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er erregt fort:

"So hat ein Wildschütz sich erdreistet, in unserem Forste zu jagen? Du kennst den Schelm, das lese ich in deinen Mienen. Heraus mit seinem Namen!"

Ruhig entgegnete die Jungfrau: "Du nennst den Wolf einen Schelm, dem es gelungen ist, das Raubtier zu erschlagen. Ist dies in deinen Augen eine Missetat?"

"Wer den von uns gebotenen Wildbann bricht — auf die Jagd und Federwild in unseren Forsten vrschet, verfällt der Strafe. Ich will den Namen wissen!" schrie Jörg.

"Erspare dir die Worte!" erwiderte Walburga kalt. "Ich erfährst du seinen Namen nicht!"

"Nann mir schon denken, wer es war!" mischte sich Haug von Rosenstein in das Gespräch. "Kein anderer als der Köhler Waldrad, denn unweit der Tannenschlucht haben die Knechte den Wolf gefunden. Schon längst hab' ich den alten Gauch in Verdacht, daß er zu Zeiten heimlich wildert!"

Und Burga will den Alten nicht verraten, weil sie in seiner die oftmals Einkehr hält und Freundschaft mit dem Enkel pflegt!" setzte Jörg hinzu. „Doch soll ihn das nicht vor der Strafe schützen!"

Und sich an die im Kreise stehenden reißigen Knechte wendend, er gebieterisch fort:

„Die Lanze und Bardolf, reitet ungesäumt mit einem halben eifrig Mannen nach des Rainrads Hütte und bringt den Alten — ich will ihm schon die Zunge lösen!"

Die Knechte schickten sich an, dem Befehl zu gehorchen, da dem Heinz von Horn vor und sagte gelassen:

„In falschem Verdacht habt Ihr den Köhler, Herr Ritter! Ich war es nicht, der diesen Wolf erlegte — das Unthier ist durch Rüchens Hand gefallen!"

„In das diesem offenen Geständnis folgende laute Durchschrei anderrufen der umstehenden Ritter schrie Jörg von Rosenstein mit funkelnden Augen hinein:

„Ihr habt den Wildbann unsrer Burg gebrochen und wagt doch hierher?"

„Den Wildbann brach ich nicht!" entgegnete Heinz mit ruhiger Stimme. „Nicht nur erlaubt ist es in deutschen Landen jedem einen reißend Tier zu erschlagen, sondern sogar geboten! Meinig Rudolfs Satzungen für deutsches Weidrecht —"

„Hier gilt kein anderes Weidrecht als das der Herren von Rosenstein!" unterbrach Jörg mit dröhnender Stimme. „Ihr steht dagegen freventlich gesehlet und seid der Pön verfallen, nach unserem Recht Wildfrevler triff!"

„Nach Eurem Recht? Gibt es ein eignes Rosensteiner Recht in deutschen Landen, wo des Königs Macht gebietet?"

„Im Schwabenlande gebietet keines Königs Macht!" fiel hier dem Heinz von Rosenstein ein. „Hier sind wir Herren und kein König mit eillen Satzungen das Herrenrecht uns nehmen! Macht bereit zur Sühne Eures Frevels!"

„Kein Frevel ward von mir begangen und übel steht es Euch wahr an, Euer ritterlich Wort zu brechen, das mir Frieden für Burg Rosenstein verhieß!"

In diesem Augenblick kam die alte Friedegund aus der Thür des Hofes, in welches man den verwundeten Kurt von Lauterburg gebracht hatte, und trippelte mit verdrießlichem Gesichte quer über den Hof, dem Hauptgebäude zu. Neugierig wendeten sich er Blicke nach ihr und Jörg von Rosenstein vertrat ihr den Weg.

„Bedarf der Lauterburger nicht mehr deiner Pflege, weil du nun hinne gehst?" fragte er rauh.

„Der Lauterburger Kurt bedarf auf Erden keiner Pflege mehr!" erwiderte die Alte hämisch. „Dem tut kein Zahn mehr weh in seinem Leben — in seiner Sünden Blüte ist er dahingegangen!"

Eine ungeheure Bewegung bemächtigte sich nach diesen Worten aller Zuhörer. Bedauernde Ausrufe, Flüche, Bervünschungen wurden laut und drohend richteten sich aller Blicke auf den Heinz von Horn, der einige Schritte zurücktrat und Miene machte, in Schwert zu ziehen. Das wirkte aufreizend auf die erregten Genossen des Erschlagenen. Mit wildem Geschrei riefen sie die Schwerter und schickten sich an, auf den sich zur zweifelten Gegenwehr Bereitenden einzudringen.

Heinz wäre bei der Überzahl der Gegner wohl verloren gegangen, wenn Walburga von Rosenstein ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Ein blankes Schwert in der Rechten, das sie einem Ritter mit raschem Griffe entriß, deckte sie den Genannten mit ihrem Leibe und rief den Wütenden zu:

„Nieder die Schwerter! Wagt es nicht, das heil'ge Gastrecht zu verletzen!"

Mit der hochgehobenen Waffe, die flammenden Augen fest auf die Andringenden gerichtet, gemahnte die Jungfrau mit ihrem edelschönen, von dem wallenden Blondhaar umrahmten Antlitz an einen Streiter der himmlischen Heerscharen, der gemahnen war, um die Unschuld zu beschützen, und unwillkürlich schickten die Männer, von Ehrfurcht ergriffen, zurück. Den augenscheinlich errungenen Vorteil wahrnehmend, rief Walburga ihrem hintergrund stehenden Bruder Haug zu:

„Muß ich dich mahnen, Haug, daß das edle Blut der Rosensteiner dir in den Adern fließt? So hältst du dein gegebenes ritterliches Wort?"

Da raffte sich Haug von Rosenstein empor, trat unter die wütenden Ritter und rief mit donnernder Stimme:

„Die Waffen nieder — keiner wage es, den Fremdling, der uns Frieden unsrer Feste weilet, zu bedrohen!"

„Bist du des Teufels, Haug?" fiel da sein Bruder Jörg ein. „Dat er nicht selbst das Recht verwirrt, im Frieden hier zu weilen? Von seiner Hand erschlagen liegt der Beste unsrer ritterlichen Runde — Wildfrevler hat der Wütige verübt — und du willst wider Frieden ihm gewähren?"

„Ich gab mein ritterliches Wort und muß es halten — zum

wenigsten bis zu des neuen Tages Licht!" entgegnete Haug. „Das ist ein heil'ger Brauch seit alten Zeiten!"

„Gut — halte denn dein Wort! Den Frieden Rosensteins genieße der Fremdling bis zum frühen Morgen — dann aber ist er vogelfrei!"

„Doch erst, wenn er so ferne ist den Toren, daß ihn kein Pfeilschuß mehr erreichen kann!" bestimmte Haug.

„Auch dieses laß ich gelten!" gab Jörg mit teuflischem Lächeln zu. „Althergebrachte Bräuche soll man ehren! Daß aber nicht aufs neue Streit entbrennet zwischen den empörten Genossen und dem Fremden, sei dieser für seines Bleibens kurze Frist aus unserem Kreise ausgeschlossen! Die alte Friedegund mag für ihn sorgen — soll in dem Turngemache das Lager ihm bereiten — dort weile er in Frieden bis zum Morgen!"

„So soll es sein!" erwiderte Haug mit dem Kopfe nickend, und wendete sich an Heinz:

„Ihr habt's gehört, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg! Der Frieden ist Euch für die Nacht verbürgt auf Rosenstein, doch mit dem ersten Hahnenschrei habt Ihr den Ring der Mauern zu verlassen! Und seid Ihr draußen außerhalb des Kreises, so weilt des Vogens Sehne einen Pfeil zu schnellen vermag, dann seid Ihr friedlos und verfallen unsrer Rache!"

Heinz wollte erwidern, doch der Ritter schnitt ihm mit einer abwehrenden Gebärde die Rede ab und fuhr fort:

„Spart Eure Worte — unnütz ist ein jedes! Was ich Euch kündete, das haben wir, die Herren von Rosenstein beschlossen, und keine Macht der Erde soll uns hindern, das zu tun, was recht uns gilt!"

Und ohne den sich in stummer Entrüstung abwendenden jungen Ritter weiter zu beachten, wendete sich der Sprecher an die ihn umstehenden Genossen:

„Ihr aber folget mir zurück zur Halle — dort wollen wir den Manen des abgeschiedenen Freundes einen vollen Becher weihen!"

Alle folgten der Aufforderung und Heinz hörte noch, wie Jörg von Rosenstein zu den ihn begleitenden Rittern mit höhnischem Lachen sagte:

„Der Schelm hat uns die Heke auf den schwarzen Wolf vererbt, drum wollen wir ihn selber morgen heken! Das gibt ein lustig Jagen, meiner Seel!"

(Fortsetzung folgt.)

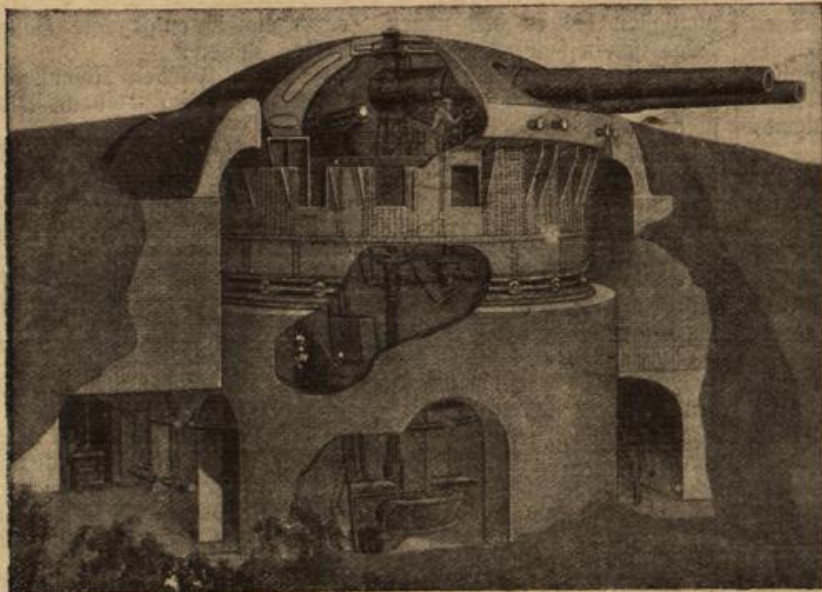
## Vater, ich bete . . .

Novelle von C. G. Hebenstreit. (Nachdruck verb.)

In Gedanken verloren ging Fritz Schrader nach getanem Tageswert, das ihn oft nach auswärts führte, seiner Behausung zu. Seit einigen Tagen war er wie umgewandelt. Sein sonst frisches, fröhliches Gesicht zeigte einen sorgenvollen Ausdruck. Nicht etwa, daß er Not gehabt hätte, — nein, das war's nicht, denn seine Tischlerei ging gut, warf so viel ab, daß er mit seiner etwas zahlreichen Familie behaglich leben konnte. Er hatte das seit Jahrzehnten bestehende Geschäft von dessen Gründer käuflich erworben und stets auf der Höhe gehalten. Es war eine andere Sorge, die ihn drückte: der schon lange befürchtete Krieg war über das Deutsche Reich gekommen, wie über Nacht. Kaum eine Woche war seit dem Mobilmachungsbefehl verfloßen und schon war das aktive Heer hinaus, auch die Reserve und teilweise die Landwehr. Wie lange würde es dauern, da mußte auch er hinaus, — dann mußte er sein blühendes Geschäft verlassen — was sollte dann werden? Zwar hatte er einen älteren, erprobten Gehilfen, der würde schon die Sache gut besorgen, aber eine Störung gab's doch — der jüngere Gehilfe war schon fort zur Truppe. Wenn nun das Geschäft schlecht ging, wie das so ein Krieg mit sich bringen würde, — was sollte dann aus seiner Familie werden? Das war die schwere Sorge, die ihm keine ruhige Stunde mehr ließ.

Vom nahen Kirchdorf klang das Abendläuten herüber, er achtete kaum darauf, obwohl es ihn sonst stets andächtig stimmte, er achtete auch nicht auf den wunderbaren, sommendurchfluteten Sommerabend, auf alle die noch blühende Pracht in den Gärten. Sonst war er stolz auf seine Heimat, den hübschen Villenort, der nicht weit von der königlichen Residenz lag, — heute hatte er kein Auge dafür. So lange noch die Hoffnung bestand, den Krieg auf Deutschland und Rußland zu beschränken, hegte er die stille Hoffnung, als älterer Landwehrmann nicht mehr mittun zu müssen, als aber auch Frankreich und England sich einmischten und der Weltkrieg drohte, war's mit seiner Hoffnung vorbei.

Er hatte sein Häuschen bald erreicht, von wo noch lustig das Kreischen der Kreißäge herausschallte, — es wurde also noch gearbeitet, sein Gehilfe, ein Freund des Hauses, war rührig und strebsam. Wie friedlich hier alles war, so ganz unberührt vom Krieg. Da war ja seine Familie in dem kleinen Hof versammelt, die Kleinen spielten im Sande, während das Jüngste, erst einige Monate alt, im Wagen schlief. Die beiden ältesten Kinder, der



Durchschnitt durch einen französischen Panzerturm.

zwölfjährige Hans und die siebenjährige Hanni, pflogen eine eifrige Unterhaltung mit der Mutter über den Krieg.

Friz Schrader betrat mit freundlichem Gruß den Hof und

wurde sogleich von den beiden Ältesten in Empfang genommen.

„Ach, es ist schrecklich, Vater, du mußt auch mit in den Krieg, wie Mutter sagt“, meinte die kleine Hanni weinerlich.

„Was du bloß für eine Angst hast“, plätschte Hans los, der an sich ein ganz guter Junge war, aber unerschrocken und wagehalsig, — ihm schien der Krieg keine besondere Sorge zu machen.

„Die Männer müssen hinaus, um unser Vaterland zu schützen, wie unser Lehrer sagte, und da darf keiner zurückbleiben, der nur irgend kann, — das ist mal so. Ich wollte, ich wäre schon ein Mann.“

Friz Schrader war bleich geworden und blickte seine Frau fragend an, ohne weiter auf des Jungen Worte zu achten. „Ist etwas gekommen?“ frag er dann hastig und beklemmt.

„Ja, der Stellungsbefehl ist da, schon übermorgen früh mußt du eintreffen. So schnell, ist schrecklich. Was soll nun hier werden?“

Schrader schüttelte trübe den Kopf. — „Also doch!“ murmelte er tonlos. Er hatte ja keine Angst für seine Person, er war doch Soldat gewesen — nein, das nicht, es war nur die Sorge um sein hübsches Geschäft, um seine Familie. Wenn nur wenigstens seine Frau gesund wäre, aber sie kränkelte fortwährend schon seit der Geburt des Jüngsten, das gut gedieh, es war ein blühendes Kerlchen da in seinem Wagen. Zärtlich neigte er sich über das ganz friedlich schlummernde Kind. Heiß stieg es in ihm auf, — das unerbittliche Schicksal ist

ihn nun weg von den Seinen. Ob er sie wieder. Dann erhob er sich und bemühte sich, die Weiche mung abzuschütteln. Was nützte denn das alles mußte handeln, alles in Ordnung bringen. Wenn nun einmal gehen mußte, dann wollte er die Last tragen wie ein ganzer Mann. Kam er gesund und dann war's ja gut, — das Geschäft würde dann dem Kriege auch wieder aufblühen. Noch am Abend sprach er das Nötige mit seinem Gehilfen, dem die Führung des Geschäfts übertrug, — er wußte mit guten Händen, das war ihm schon eine Erleichterung.

Der nächste Tag verging schnell, es gab so viele Ordnungen zu treffen. War die Familie mal bei ihm, war die Rede davon, wohin der Vater kommen. „Wenn er nur nicht unter die schwarzen Kosaken kommt, von denen unser Lehrer so Schlimmes erzählt hat“, meinte besorgt die kleine Hanni. „ich will vor Unruhe vergehen.“

„Sorge dich doch nicht so unnötigerweise, Frau“, tröstete der Gatte, obwohl es ihm selbst ganz behaglich zumute war. „Die Soldaten werden schon zu schützen wissen.“

„Ach, du willst uns nur trösten“, flugte Frau wieder. „O, dieser furchtbare Krieg! Wehe denen, die ihn heraufbeschworen haben. Wenn es einen Gott

Himmel gibt, muß die Schuldigen die gerechte Strafe erleiden.“ Schrader sah seiner geliebten Weibe in das blasse, verängstigte Gesicht, — er war von ernster Sorge um sie erfüllt — die

gehende Erregung konnte ihrer erterten Gesundheit Schaden.

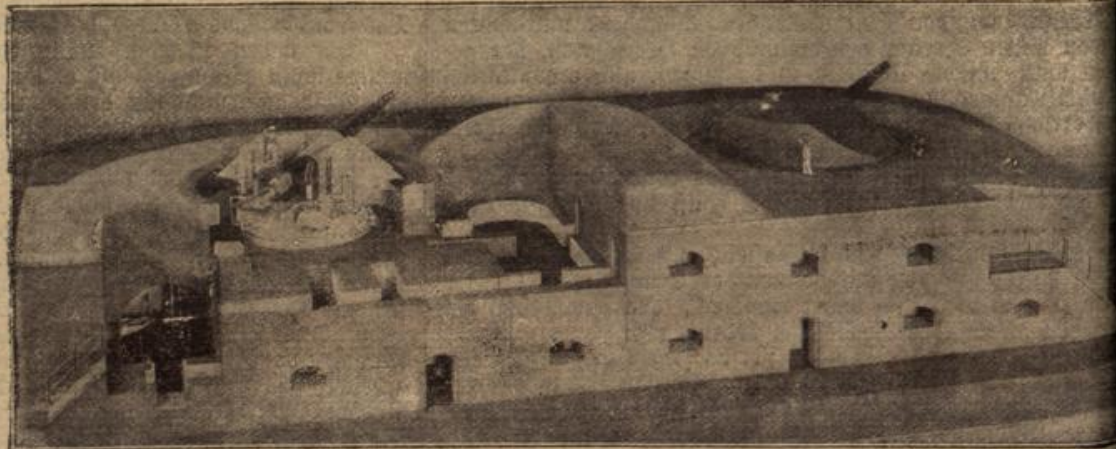
Der Tag der Reise brach an. Die Sonne war kaum über die Berge heraufgestiegen, als Schrader nach einer unruhigen Nacht den Ort durchwanderte, um seinen abschiednehmenden einen letzten Blick auf alles das zu werfen, was ihm lieb und wert war. Dann der Abschied — schmerzhaft hing die Frau, die recht altfäglich war, am Arm des Gatten, sie umtröstlich. Hans ruhig, er war reisefertig, dem Vater wollte den Bahnhof begleiten. Dann kam die kleine Hanni noch, sie wollte sich gar nicht trennen.

vom Vater, sie befaß das zarte Gemüt der Mutter.

„Bete für mich, mein liebes Mädchen, daß ich heil wieder komme“, flüsterte Schrader dem Kinde zu — „und für die Mütterchen, daß es bald wieder gesund wird.“



Zerschossener Panzerturm des Forts Loucin bei Lüttich. (Mit Text.)



Panzertürme in einem modernen Küstenfort.



Gefangennahme einer russischen Patrouille durch ostpreussische Kürassiere. Originalzeichnung von J. Trinkeller.

„Vater, ich bete . . .“ kam es leise von den Lippen des Kindes . . . die Worte erstarben in heftigem Schluchzen . . .

Seit zehn Tagen war Friß Schrader von Hause fort. Gleich in den ersten Tagen der anderen Woche war eine Karte von ihm gekommen, worauf er mitteilte, daß er eben nach tagelanger Eisenbahnfahrt am Bestimmungsort angelangt sei und Quartier bezogen habe, daß es ihm gut gehe und seine Lieben sich nicht zu sorgen brauchen — nähere Angaben fehlten. Das beunruhigte Frau Klara von neuem, sie konnte sich nicht darein finden, daß solche Verdrücktheit aus Gründen der Vorsicht durchaus geboten war — und als sie weiterhin gar nichts mehr von dem Gatten hörte, war es mit ihrer Ruhe vollends vorbei . . . sie quälte sich mit den düstersten Vorstellungen. Daran vermochten auch die Bemühungen Großvater Rinkes, ihres Vaters, nichts zu ändern, obwohl er sich die größte Mühe gab, sie zu beruhigen. Alles wurde getan, um ihr jede Aufregung zu ersparen, und doch ließ es sich nicht ganz vermeiden, daß ab und zu ein Gerücht zu ihr drang, das sie ungemein beunruhigte. Die fortwährende Angst und Sorge untergruben die erschütterte Gesundheit immer mehr, mit jedem Tage wurde Frau Klara hilfloser, bis sie zum Liegen kam — das arme, gequälte Herz wurde immer schwächer, bis es fast den Dienst versagte.

Mit Schreden gewahrten die Großeltern, wie es um die Kranke stand und waren auf das Schlimmste gefaßt. Ein furchtbarer Schlag würde es für die Familie sein, wenn diese Frau aus dem Leben scheid, die Mutter von den Kindern ging, während der Vater draußen im Felde stand in dem schweren Kampfe um die Sicherheit des Vaterlandes.

Die Großmutter hatte die Führung des Haushaltes gänzlich in die Hand nehmen müssen, während ihr eigener Hausstand daheim ebenso die führende Hand brauchte, wie die Feldwirtschaft, wo ein Teil der reichen Ernte noch der Einbringung harrete. Es war keine leichte Aufgabe für die alten Leute, alles das zu bewältigen. Und doch fand der Großvater noch immer etwas Zeit, sich auch um das Geschäft etwas zu kümmern und den abwesenden Schwiegerohn einigermaßen zu ersetzen. Die Arbeiten nahmen ihren ruhigen Fortgang, wenigstens insoweit, daß kein Notstand eintreten konnte. Der alte, treue Gehilfe hatte gerade noch voll auf zu tun. So war die Hoffnung vorhanden, das Geschäft während des Krieges durchzuhalten, damit der Hausherr bei seiner glücklichen Rückkehr aus dem Kriege in der Heimat eine sofortige Existenzmöglichkeit wiederfand.

Wenn nur auch noch Hoffnung gewesen wäre auf Frau Klaras Genesung — dann konnte man der Zukunft ruhig entgegensehen, dann konnte noch alles wieder gut werden. Schon mehrmals hatte man ihrem Gatten Mitteilung machen wollen von dem besorgniserregenden Zustand — da war plötzlich wieder eine günstige Wendung eingetreten und das Schreiben unterblieb, um den armen Gatten nicht unnütz zu beunruhigen. So schlichen die Tage trübe dahin, zwischen Hoffnung und Verzagtheit. Gegen Ende der zweiten Woche kam Großvater Rinke wieder eines Abends ins Haus. Er war in zuversichtlicher Stimmung, denn eben war der große Sieg der Deutschen in den Vogesen hier im Orte bekannt geworden, an den Häusern stiegen die Flaggen hoch und von der Kirche herüber erklang Siegesgeläute. Mit der Siegesbotschaft auf den Lippen betrat er das Zimmer. „Sieg auf Sieg heftet sich an die Fahnen des deutschen Heeres“, rief er begeistert. „Wenn es so weiter geht, wird der Erfolg bald unausbleiblich sein.“

Ein flüchtiger Schein der Zufriedenheit huschte über der Kranken Gesicht, dann zeigte sich plötzlich wieder der alte, ängstliche Ausdruck. „Was wird dieser Sieg aber auch für Opfer gefordert haben — wenn nur Friß nicht auch dabei ist — mein Gott, diese Angst!“ So kam es in ängstlichen und abgerissenen Sätzen von ihren blassen Lippen. Damit sank ihr Kopf zur Seite — eine große Herzschwäche war wieder eingetreten. Sofort wurde nach einem Arzt geschickt, doch ehe dieser noch da war, schloß Frau Klara die Augen für immer — das müde Herz hatte Ruhe.

Die beiden alten Leute sahen sich in die Augen und drückten sich stumm die Hände — sie wußten, was sie in diesem Augenblick verloren hatten, doch alles Klagen nützte da nichts und stumm trugen sie ihren Schmerz. Aber als die Kinder kamen — da hallte das Häuschen wider von dem namenlosen Jammer der Kleinen. Hans hatte sich zuerst wieder gefaßt — stumm und still stand er da mit gesenktem Kopfe. Hannis wilder Schmerz dagegen kam voll zum Ausbruch — sie hatte sich über die tote Mutter geworfen und war kaum zu trennen von ihr.

Der Großvater suchte sie zu beruhigen. „Für dein Mütterchen kannst du nicht mehr beten, Kind, sie ist dir genommen. Jetzt bete fleißig für deinen Vater, daß er heil und gesund wieder zu uns zurückkehrt. Das walle Gott!“ — — —

Bis nach Aachen hatte eine mehrtägige Eisenbahn Schrader gebracht, wo Quartiere bezogen wurden. Ein aufgeregtes, bewegtes Leben herrschte in der Stadt. Unaufhörliche endlose Bahnzüge an und brachten immer neue Truppen, die immer wieder mit der gleichen, großen Begeisterung gefangen und bewirtet wurden — ein jedes wollte etwas für die braven Wehrmänner, die ihr Leben einsetzten für Deutschlands Größe und Sicherheit. Die Tage vergingen in dem ungeheuren Trubel und Friß Schrader hatte gar keine Gelegenheit, viel an Zuhause zu denken. Nachts, wenn endlich etwas Ruhe herrschte, dann eilten Gedanken zurück in die Heimat zu seinem armen, kranken, seinen lieben Kinderchen, und oft tauchte dann die Besorgnis auf: Wirst du sie wiedersehen? — Als der Befehl zum Aufbruch kam und lange Tagemärsche begannen, wurden solche Gedanken mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Die großen Ereignisse, die mit der Einnahme Lüttichs begannen, jagten sich, und immer Neues kam hinzu, das die Spannung hielt.

Als der erste Marschtag zu Ende war, wurde in einem Dorf Quartier bezogen, das erste über der Grenze. Nichts Besonderes, die Bevölkerung hielt sich ruhig. Am nächsten Tage in aller Frühe ging es weiter.

Großer Jubel herrschte unter den Truppen, als die ersten Fahnen zu sehen kamen. Die deutsche Fahne kam, von wo die deutschen Flaggen herübergrüßten, war alles fest in deutschen Händen, — nun ging es auf die Beschießung bereits begonnen hatte. Gewaltige Schüsse zogen die große Landstraße zwischen Lüttich und Namur entlang, um in ihre geplanten Stellungen einzurücken.

Schraders Regiment sollte heute ziemlich zeitig das Dorf verlassen. Das kleine Dorf war noch zwei Marschstunden von der großen Landstraße aus erreicht, wo das Bataillon, in dem es stand, bleiben sollte. Das Dorf schien wie ausgestorben zu sein, war zu sehen. Das war verdächtig. Sollten die Bewohner geflohen sein? Hier und da wurde versucht, Eintritt in das Dorf zu erhalten — alles war verschlossen. Plötzlich fiel ein Schuß wieder einer . . . niemand wußte, woher sie kamen. Dann kam es los, von allen Seiten, aus den Fenstern, von den Dächern, Ru begriff man jetzt, was das bedeutete, einen der hundert Überfälle seitens der Bewohner. Da kam auch schon der Sturm . . . Mit den Gewehrrohren verschafften sich die Soldaten Eingang in die Häuser und trieben die Bewohner, die nicht vorzogen, zu fliehen — wer mit einem Gewehr gefangen wurde, der wurde ohne Weiteres erschossen. Eine halbe Stunde später ging das Dorf in Flammen auf . . . ein graufiges, überaus gewaltiges, aber unvermeidliches Strafgericht. — Das Bataillon zog weiter und stieß nach einer Stunde zu den nächsten, ziemlich großen Dörfern.

Es war schon ziemlich Abend, als die Quartiere bezogen waren. Alles mußte erhalten dazu, Scheunen und Ställe. Schrader lag mit seiner ganzen Korporalschaft in einer Scheune. Die Leute hatten sich kaum etwas eingerichtet, als der Feldwebel erschien mit der Feldpost, die hier nun schon mäßig einging. Sie brachte auch einen dringlichen Brief von Friß Schrader. Aufs höchste gespannt, wie die erste Nachricht von Hause sein werde, riß er hastig den Umschlag auf und schon nach den ersten Worten wurde er leichenblau und gegen einen der Kameraden, der ihn stützte. Teilnehmend kündigte sich dieser nach der Ursache . . . wortlos reichte er ihm den Brief. Von Mund zu Mund ging es flüsternd, daß dem Briefe stand: daß des Kameraden Schraders Frau gestorben sei. Tiefe Ergriffenheit lag auf allen Gesichtern, versuchte, den Kameraden, den alle gern hatten, zu trösten. Dann herrschte tiefe Stille. Schrader war auf einer Kniebank gesunken, still und stumm saß er da. Ein furchtbarer Schicksal hatte ihn getroffen, während er auszog in den Kampf, daheim sein treues Weib, er konnte sie nicht noch einmal sehen. Dem Briefdatum nach war sie heute dem Schoß der Erde übergeben.

Stundenlang saß er da, bis ihm, schon gegen Mitternacht, die Augen vor Müdigkeit zufielen. Ein kurzer, unruhiger Schlaf war es, gestört von allerlei Schredensbildern. Wie er erhob er sich früh, las den neben ihm liegenden Brief und steckte ihn zu sich. Keine Träne löste die schwerlastende Müdigkeit, stumm trug er den Schmerz. Teilnahmslos hörte er die Trostesworte der Vorgesetzten mit an, als er sich am nächsten Tag einsand. Ihn drängte es weiter, in den Kampf, damit er mehr an das Furchtbare denken mußte, damit er etwas von dem Nach mehrständigem Marsch wurde in die dem ihm zugewiesene Stellung eingerückt . . . Durch das Gelände in südlicher Richtung, bis in eine Talsenkung, gegenüber der stärksten Forts von Namur. Von weiter drüben, von der Maas herüber, dröhnte

Am frühen Morgen, wie schon seit einigen Tagen, die ge-  
 hren Belagerungsgeschütze. Eine Stunde später, als die im  
 der Fußtruppen erfolgte Aufstellung der Artillerie be-  
 war, begannen auch hier die Belagerungsmörser ihr Zer-  
 wert ... in kurzen Pausen fuhren heulend und laufend  
 anaten hoch über den Köpfen der Fußtruppen dahin, schl-  
 das Fort ein, wo sie die stärksten Mauerturme durchschlugen  
 pllosion kamen und die stärksten Mauerturme durchschlugen  
 eithin aufwühlten. Schon ging es dem Abend zu, als die  
 he Artillerie nicht mehr feuerte oder nur noch ganz ver-  
 Zeit kam das Zeichen zum Sturmangriff.  
 Schrader dachte an nichts mehr in dem Losen des Kamp-  
 jetzt ging es vor ... alles in heller Begeisterung vorwärts  
 Siege ... Da blickte es drüben noch einmal auf ... eine  
 schlug dicht hinter dem letzten Glied der vorigen Kom-  
 ein ... hoch auf flog das Erdreich, ein betäubendes Kra-  
 Fris Schrader brach zusammen, mit ihm noch mehrere  
 Kameraden — die anderen stürmten weiter ...  
 er wieder zu sich kam, lag er in einem Feldlazarett ...  
 tre seine Gedanken zu sammeln — da verriet ihm ein hef-  
 Schmerz im rechten Unterschenkel, was geschehen war: das  
 war zerschmettert durch die letzte Granate, die ihn mit ge-  
 hatte.

... Tage waren verflossen seit Frau Maras Beerdigung. Ein  
 Teil der Einwohnerschaft hatte daran teilgenommen, das  
 al der Familie Schrader hatte im ganzen Ort das ungeteilte  
 fühl der Bewohner erweckt. Die packende Rede des Orts-  
 hen hatte einen gewaltigen, tiefen Eindruck auf alle Teil-  
 gemacht, hatte Trost und Ruhe in die wunden Herzen ge-  
 mit flammender Begeisterung hatte er des fernem Gatten  
 t, der draußen in Feindesland wohl sein Leben in die Schan-  
 lagen mußte für das große Ganze, fürs Vaterland, während  
 ein Weib, die Mutter seiner Kinder, ins Grab sank.  
 schauete ging nach und nach alles wieder seinen gewohnten  
 — aber eine Lücke blieb ... die Mutter fehlte den Kindern,  
 sich ihrer die Großeltern liebevoll annahmen.  
 war ein Brief von Fris Schrader angelangt. Die Kinder  
 zu gespannt auf; was ihnen der Großvater da vorlas, das  
 sie begierig in sich auf wie einen lindern Trost. Gottlob!  
 Vater lebte. In schmerzbelegten Worten gedachte er der  
 gegangenen Gattin, dann schilderte er ausführlich seine Er-  
 hr e, seine Verwundung — mit Stolz erzählte er weiter, wie  
 Sturm auf das Fort noch geglückt sei und später die gesamten  
 gswerte gefallen wären. Dann kam die frohe Botschaft  
 e Kinder, daß der Vater in nicht zu ferner Zeit wieder zu-  
 sein werde. Die Verwundung war wohl schwer, doch nicht  
 gefährlich, und sobald das Bein geheilt sei, werde er ent-  
 werden als selbstdienstuntauglich — so hatte der Arzt gesagt  
 überprochen, alles zu tun, um ihn arbeitsfähig zu erhalten.  
 was war ein großer Trost für die beiden alten Leute und für  
 Kinder. Die kleine Hanni wollte es sich nicht nehmen lassen,  
 den Vater einen Brief zu schreiben, den der Großvater besorgen  
 n. Mit ihrer noch ungelenteten Kinderhand schrieb sie kitzelnd:  
 der Vater. Mein Gebet für unser Mütterchen hat der liebe  
 d nicht erhört, er hat sie uns genommen. Bald wirst Du auch  
 d genommen worden durch die bösen Menschen, aber der liebe  
 hast doch gut, er hat Dich noch beschützt. Werde nur bald  
 und komme recht bald wieder zu uns, wir haben dich alle  
 nd. Vater, ich bete ... Deine Hanni.“  
 au schüttelt nahm der Großvater den Brief an sich, um ihn zu  
 htern. Dann beugte er sich zu der Kleinen nieder: „Hoffen  
 traust diesmal der liebe Gott dein Gebet erhört, mein Kind!“

**Verpflanzen älterer Obstbäume.**

... kann vorkommen, daß Obstbäume noch im vorgerückten  
 Alter ihren Standort wechseln müssen. Dieser Fall könnte  
 orten, wenn das Obstbaumgrundstück als Bauland in Frage  
 es wäre aber auch möglich, daß der Untergrund der be-  
 zenden Obstorte nicht dienlich ist und der Baum infolgedessen  
 chubar bleibt. Verpflanzen ist immer ein wirksames Mittel  
 nfruchtbarkeit. Beim Ausgraben und Weiterverpflanzen  
 der allergrößten Vorsicht zu Werke zu gehen. Man muß  
 Zeit sein, möglichst viele der feinen Saugwurzeln dem  
 ite zu erhalten. Je mehr unverfehrt Wurzeln der Baum  
 nen neuen Standort einnimmt, desto schneller und kräftiger  
 er weiter wachsen. Es ist deshalb beim Ausgraben möglichst  
 ab vom Stamm die Baumgrube auszuwerfen, damit mög-  
 wenig Wurzeln beschädigt werden.  
 Die günstigste Zeit zum Umpflanzen ist der Oktober, da sich  
 vor Eintritt des Winters noch Wurzeln bilden können; aber

auch im Frühjahr ist bei einiger Vorsicht ein Umpflanzen noch  
 ganz gut möglich. Die neue Baumgrube ist zweckmäßig schon  
 einige Zeit vor dem Umpflanzen auszuheben, damit sie möglichst  
 viel Feuchtigkeit aufnehmen und gut durchlüften kann. Beim  
 Pflanzen werden die Wurzeln des Baumes in guter Kompost-  
 erde eingebettet und reichlich eingeschlemmt. Größere Bäume  
 verbrauchen sehr viel Feuchtigkeit. Deshalb ist das Einschlemmen  
 beim Verpflanzen von großer Bedeutung, und viele Mißerfolge  
 sind häufig weniger auf gemachte Fehler beim Verpflanzen als  
 auf den Mangel an Feuchtigkeit zurückzuführen. Damit zum  
 Schlusse der Baum auch den Stürmen besser trohen kann und  
 nicht Gefahr läuft, ungerissen zu werden, muß er bis zu seinem  
 vollständigen Anwachsen gut verankert werden. Wenn diese Vor-  
 sichtsmaßregeln beachtet werden, wird der Baum am neuen Stand-  
 ort bald lustig wachsen und auch Früchte tragen. *E. Fusch.*

**Sinngedicht.**

**S**uche in deiner inneren Welt  
 Nach Golddistrikten und Muschelgründen,  
 Nach Silberminen und erzenen Schlünden,  
 Nach Steinen, von za' b'rischem Feuer erhellt;  
 Ein jeder trägt in verborgenen Speichern  
 Ein edles Korn, die Welt zu bereichern.  
 Doch müß'los dürfte es keinem gelingen,  
 Den wertvollen Stoff ans Licht zu bringen. *Edto Bromber.*

**Zeitvertreib**

**Die Kraft des Wassers.** Schon die alten Ägypter kannten die zu-  
 sammenziehende Wirkung, des Wassers. Um die Obelisken aufzustellen,  
 nahmen sie dicke Laue, die mit Wasser befeuchtet, sich  
 zusammenzogen und mit unwiderstehlicher Gewalt  
 den Obelisken aufrichteten. Von der Kraft selbst eines  
 winzigen Tropfens gibt dieses kleine Experiment  
 Zeugnis: Zündhölzer werden in der Mitte geknickt  
 und laut Abbildung zusam-  
 mengelegt. — Sobald man  
 einen Tropfen Wasser in  
 das gemeinsame Zentrum  
 der Zündhölzer, in diesem



Falle sind es die Bruchstellen, träufelt, so beginnen sie sich zu reden und zu dehnen und bilden schließlich einen kleinen Stern.

**Unsere Bilder**

**Ein erobertes französisches Maschinengewehr.** Wie wir in unserem  
 Bilde zeigen, benutzen die Deutschen ein erobertes französisches Maschin-  
 gewehr zur Beschießung von gegnerischen Fliegern. Wir sehen das Ma-  
 schinengewehr fertig zum Feuern auf französische Flieger gerichtet.

**Panzertürme.** Die Panzerungen, die die deutschen Brummer vor  
 Lüttich, vor Namur und vor zahlreichen anderen Festungen glatt durch-  
 schlugen und zu unterst und zu oberst lehrten, galten bisher als das einzig  
 Dastehende von Festigkeit. Welche Folgen aus ihrer jetzt kundgewordenen  
 Schwäche für den Bau von Landbefestigungen zu ziehen sind wird die  
 Zukunft lehren. Schon jetzt werden Stimmen laut, die der schwächeren Haubitze  
 prophezeien, daß sie den Bau von Festungen hinfort zu einem überflüssigen  
 Luxus mache. Die Panzer eines solchen Panzerturmes sind nicht aus be-  
 sondern edlen Stahlsorten, sondern aus einem eigenartig behandelten Guß-  
 eisen, dem sogenannten Hartguß, hergestellt. Dieser Umstand hat die für  
 den Bau von Befestigungen überaus wichtige Folge, daß man Bauteile  
 kompliziertester Form herstellen kann, ein Erfolg, der bei der Verwendung  
 von Stahl nur in beschränktem Maße möglich ist, wenngleich man in dem  
 Biegen der Panzerplatten bereits erfreuliche Erfolge erzielt hat. Das  
 Wesentliche bei der Herstellung des Hart-, Schalen- oder Koquillengußes  
 besteht darin, daß das flüssige, glühende Roheisen nicht in die gebräuchlichen  
 Sandformen, sondern in metallene Formen hineingegossen wird. Hierbei  
 tritt an den Wandungen dieser metallenen Formen ein „Abschreden“  
 des Gußeisens ein, und dieses „Abschreden“ hat zur Folge, daß die Oberfläche  
 des erzielten Gußstückes eine außerordentlich große Härte annimmt. Dem  
 deutschen Ingenieur Hermann Gruson (geb. 1821, gest. 1895), dem Be-  
 gründer des seit einigen Jahrzehnten mit der Firma Krupp vereinten  
 Grusonwerkes, Magdeburg-Budau, war es beschieden, die Herstellung  
 des Hartgußes methodisch derart auszugestalten, daß dieser für die ver-  
 schiedensten Zwecke hinfort die ausgedehnteste Verwendung fand. Als  
 Gegenstände, die außer den Panzerbefestigungen (Türmen und Batterien)  
 aus Hartguß angefertigt werden, nennen wir in erster Linie die sogenannten  
 Herzstücke der Eisenbahnweichen und die Scheibenräder der Eisenbahn-  
 wagen. Als Gruson in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst  
 mit seinen Hartgußzeugnissen in die Öffentlichkeit trat, erregten diese  
 das allgemeine Aufsehen der Laienwelt wie der Fachwelt, denn niemand

